



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Goldstein, Moritz: Politik der Rangordnung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

liegen, ist für uns eine Verständigung mit England das Gegebene. Die Brücke ist ja bereits geschlagen. Wir stehen mitten in der Detente, und arbeiten daran, Streitfragen, die die beiden Länder lange getrennt haben, wie die Bagdadbahnfrage, diplomatisch zu lösen und auszugleichen. Wird dies erfolgreich und geschickt durchgeführt, so ist kaum zu bezweifeln, daß sich auch weitere gemeinsame Ziele bieten werden. Und wenn diese mit gegenseitigem Vertrauen verfolgt werden, so können wir hoffen, zu einer Entente mit England zu gelangen, die sich zwar nicht auf den ganzen Umfang, aber doch auf wichtige Teile unserer Politik erstrecken und sich in dieser Beschränkung wirksam erweisen würde.



## Politik der Rangordnung

Von Moritz Goldstein in Berlin-Friedenau



aß man sich seine politische Partei, als eine Sache der Gesinnung und Überzeugung, selber wähle, ist bekanntlich eine Fabel, erfunden und aufrecht erhalten von Leuten, die diese Fiktion für ihre Propaganda und Demagogie nötig haben. Die Wahrheit ist, daß man in die Partei hineingeboren wird, genau so wie in seine Religion. Das hindert weder diese noch jene, eine Sache der Überzeugung zu sein, für die man leben und sterben kann; es hindert auch nicht, daß der eine und andere die angeborene Religion oder Partei verläßt und sich eine neue wählt, aus lauterer oder trüben Gründen. Daß der Adel konservativ, der Proletarier demokratisch gesonnen sei, ist eine Sache der Geburt und ohne weiteres begreiflich. Aber auch der Liberalismus macht keine Ausnahme von der Regel, obschon der liberale Mann sie nicht gelten lassen und sich auf den Namen Liberalismus berufen wird, welcher klar und unzweideutig eine Gesinnung andeute. Die Gesinnung nämlich derjenigen, welche den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden ebenso verdammen wie das gewaltsame Festhalten am Hergebrachten, dafür aber den stetigen Fortschritt des Staates und der Menschheit im allgemeinen wünschen und für ihre Person zu fördern bemüht sind. Dieses Streben — werden sie sich vernehmen lassen — setze voraus, daß man das Wohl des Einzelnen und Kleinen dem des Ganzen und Großen unterzuordnen wisse, und es sei also eine Sache der Wahl, mindestens des Charakters, kurz der Überzeugung. Allein die Berufung auf seine Überzeugung ist ein Beweismittel, dessen Gültigkeit endlich bestritten und dessen Gebrauch verboten werden sollte. Denn es tut sich

die Gegenfrage auf: Warum bist du überzeugt? Man kann aus sehr verschiedenen Gründen und zu sehr verschiedenen Zwecken überzeugt sein, auch wenn einem Gründe und Zwecke nicht zum Bewußtsein kommen.

Was nun die liberale Seele betrifft, so sind ihre heimlichen Triebfedern sehr leicht aufzudecken. Liberal ist man, wenn man weder so hoch steht, daß man seine Position um jeden Preis behaupten will, noch so tief, daß man mit Einsatz seines Lebens nach oben drängt. Liberal sind die Behaglichen, die Zufriedenen, diejenigen, denen es leicht wird, liberal zu sein und den Extremen auszuweichen; liberal sind diejenigen, die in der Mitte stehen, die Bürger. Sagen wir ruhig: die Mittelmäßigen; denn die exzentrischen Begabungen, auch aus der bürgerlichen Herkunft, sind nicht liberal. Oder will man Wagner, Ibsen, Nietzsche liberal nennen? Vielleicht darf man es heute schon, da sie sich bereits der Klassizität nähern und da ihre Gefährlichkeit in allgemeine Bildung zu verdampfen beginnt. Es läßt sich das Naturgesetz formulieren: Jeder hat diejenige politische Gesinnung, bei welcher seine soziale Schicht ein Maximum von Macht erwarten darf. Analysiert man den Liberalismus, so wird man leicht entdecken, daß er genau dasjenige politische Programm enthält, bei dessen Verwirklichung die bürgerliche Mittelschicht ihr Maximum von Macht erreicht. Denn was ist Liberalismus?

In ihm steckt der alte Dreibund: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sobald aus dieser Formel alles Gewalttame, Blutdürstige, Gefährliche, kurz die Revolution sorgfältig ausgeschieden wird. Man kann ihn auch mit dem Oberlehrerideal des Wahren, Guten, Schönen umschreiben oder mit dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit und an die absolute Vernünftigkeit des Daseins. Was heute im Liberalismus fortlebt, ist die alte Weltanschauung der Humanität, die einmal sehr neu, sehr gefährlich, sehr revolutionär war. Ein so unliberaler Mensch wie Rousseau zum Beispiel war ihr Verfechter und die französische Revolution der Versuch, sie ins Leben umzusetzen. Auch als unsere Klassiker dafür stritten, war dieses Ideal keineswegs klassisch im Sinne heutiger Schulreglements, sondern höchst unzeitgemäß und des Modernismus verdächtig.

Wie kommt nun die bürgerliche Mittelschicht dazu, ihre politische Überzeugung auf diese alte Weltanschauung zu gründen? Erstens natürlich, weil sie alt ist, aber noch nicht veraltet scheint, sogar als unsterblich gilt, indem sie die Sanktion unserer Klassiker ein für allemal genießt. Zweitens aber, weil sie eine sehr angenehme Konsequenz hat, die nämlich, daß zwischen Mensch und Mensch keine natürlichen, durch Stand und soziale Schicht gesetzten Schranken bestehen, vielmehr „alle Menschen gleichgeboren ein adelig Geschlecht“ sind. Und was hat der ehrliche Bürger von dieser Folgerung?

An diesem Punkt läßt der Liberalismus sich höchst unbefangen auf den Zahn fühlen und verrät dabei auf das deutlichste, daß auch er nichts ist als Wille zur Macht.

Als der mittlere Bürger die Lehre von der Gleichheit der Menschen und Menschenrechte annahm, da meinte er natürlich zunächst keineswegs, daß er

selber auch nicht mehr wert sei, als das rohe, ungebildete „Volk“, sondern im Gegenteil, er wollte damit sagen, daß er ebensoviel gelte wie der Adel, der vermöge seiner Privilegien jahrhundertlang die höhere Klasse Mensch darstellte. Dessen Vorrang bestreitet und bekämpft der Bürger, ja er sucht sich selbst über den Adel zu setzen, oder vielmehr, er sucht eine andere Eigenschaft zum Maßstab der Rangordnung zu machen als Geburt und edle Abkunft, eine Qualität, die ihm, dem mittleren Bürger, auch zugänglich ist, ja die ihn vor allen anderen Schichten auszeichnet. Dieser Talisman ist die Bildung.

Hier haben wir den reizenden Schelm, der sich als Gesinnung maskiert hatte, bei beiden Ohren: Liberalismus als politische Partei ist der Wille zur Macht der Gebildeten. Allgemeine Bildung soll das Ordenszeichen sein, das den Bund der freien und gleichen Brüder stiftet. Deine Bildung setzt dich an Wert und damit an Rechten neben die durch bloße Geburt privilegierten Stände, ja, wenn diese ungebildet sind, über sie. Bildung ist im Prinzip allen Menschen zugänglich; darum ist Liberalismus in der Theorie demokratisch. Bildung ist in Wirklichkeit nur Leuten von einigem Gelde erreichbar; darum ist Liberalismus in der Praxis die Partei der nicht Unbemittelten.

An dieser Stelle wollen wir die schalkhafte Frage nicht abweisen, mit welchem Rechte denn die also Gesonnenen sich liberal nennen? Liberalis heißt ja auch, und wahrscheinlich zuerst: freigebig. Liberalitas ist eine Eigenschaft großer Herren, welche ihre Macht nicht tyrannisch, sondern nach Art eines edlen Charakters anwenden. Liberalität setzt Macht voraus. Friedrichs des Großen „Niedriger hängen“ ist liberal. Wenn aber der gebildete Bürger fordert, daß seine Bildung respektiert werde, muß er dazu erst liberal sein? Vielmehr ein anderer muß diesem gebildeten Zeitgenossen Liberalität beweisen; das ist jener Adlige, jener Privilegierte, der vor der Bildung des Bürgers soviel Respekt hat, daß er ihr zuliebe auf seine Privilegien verzichtet und ihn als einen Gleichberechtigten anerkennt. Dieser Mann ist liberal, und die Adligen des französischen Volkes, welche im Jahre 1789, um der Idee der Gleichheit willen, ihre Vorrechte auf dem Altar des Vaterlandes niederlegten, waren es erst recht. Die Forderung des liberalen Bürgers, ihrem Ursprung nach und bei Lichte besehen, lautet also, daß nicht er und seine Parteigenossen, sondern die anderen, nämlich die die Macht haben, liberal sein sollen. Man muß gestehen, es ist ein seltsamer Name!

Allein seien wir nicht ungerecht: der Liberalismus hat zum mindesten einmal eine Gesinnung ausgedrückt, damals nämlich, als es noch gefährlich war, liberal zu sein, und als man dafür auf die Festung kam. Bis zum Jahre 1848 etwa vertrat er den Willen derjenigen, deren Ziel nicht der materielle Vorteil einer Berufsklasse oder der politische Aufschwung einer Partei war, sondern die ehrlich und ernsthaft die Welt ein Stück vorwärts zu bringen hofften. Diese ersten und echten Liberalen waren die legitimen Erben der hohen Botschaft von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen und Menschenrechte, sie hatten nicht

umsonst ihren Schiller gelesen und mühten sich voll Idealismus, seine Lehre in die Praxis des politischen Lebens umzusetzen.

Nun ist es zwar nicht zweifelhaft, daß der heutige Liberalismus mit diesen Kämpfern und Pionieren nicht mehr viel gemein hat; deswegen sind doch aber jene Tapferen selbst nicht ausgestorben. Wenn man ihr Programm auf die einfachste Formel bringt, nämlich: die Welt auf die nächsthöhere Stufe zu stellen und nach diesem Ziel die Politik zu orientieren, so hat es Leute mit solchem Willen gewiß immer gegeben und gibt es noch heute. Indes, wo sind sie und zu welcher Partei gehören sie? Ich glaube, sie sind noch immer unter den Liberalen zu suchen, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil dieser allgemeine Wille zur Weltverbesserung bis zu einem gewissen Grade eine soziale Erscheinung ist, nämlich die Abwesenheit eines Sehr-hoch und Sehr-tief im Lebensniveau voraussetzt; zweitens aber, weil für die, die den Fortschritt wollen, zwar der Liberalismus längst nicht mehr den Ausdruck ihrer Gesinnung bildet, aber die neue Gesinnung noch nicht politisch formuliert worden ist. Allenfalls könnten sie sich zur Sozialdemokratie gesellen, und das haben die Intellektuellen der achtziger Jahre auch getan, nicht als Notleidende, sondern als Idealisten und Weltverbesserer. Allein inzwischen ist die Sozialdemokratie aus einem Programm zu einer realen politischen Macht geworden, aus einem Sammelpfad für Ideologen und spekulierende Schwärmer zum Werkzeug zielbewußter Männer der Tat, und endlich ist die theoretische Grundlage des Sozialismus wie des Liberalismus, nämlich die ursprüngliche Gleichheit der Menschennatur, nicht mehr der Glaube der heutigen Intelligenz.

Die Sache liegt demnach so, daß es gegenwärtig keine Partei und kein politisches Programm gibt (von dem selbstverständlichen der allgemeinen Wohlfahrt unseres Vaterlandes abgesehen), denen sich die heutigen „Fortschrittler“ oder, mit einem Worte, denen wir uns anschließen könnten. Wir sind dazu verurteilt, Mitläufer oder Draußensteher zu sein und sehen denn ja in der Tat dem parlamentarischen Leben, allwo sich der Kampf nackter materieller Interessen mit einer gewissen Naivität abspielt, ziemlich verwundert und hilflos zu.

Welches ist denn nun aber für uns die neue allgemeine Lebens- und Menschenanschauung, aus der sich unser politisches Programm entwickeln könnte, in derselben Weise, wie Liberalismus (und bis zu einem gewissen Grade auch Sozialismus) aus den großen Gleichheitstheorien des achtzehnten Jahrhunderts entstanden war?

Diese neue theoretische Grundlage ist, im Gegensatz zu den liberalen Lehren, die Überzeugung von der natürlichen und kulturellen Ungleichheit der Menschen, also auch von ihrer ursprünglichen Wertverschiedenheit, oder, mit den Worten Nietzsche, die Lehre von der Rangordnung als der Grundlage aller Kultur und von der Schädlichkeit der Gleichmacherei. Sie ist so sehr der Ausdruck unserer innersten Überzeugung, ja geradezu unseres Lebensgefühls,

daß zu ihrer Begründung, zumal nach den großen Verfechtern des Individualismus im neunzehnten Jahrhundert, hier nichts gesagt zu werden braucht.

Versucht man diese Lehre in die Praxis umzusetzen und ein politisches Programm daraus abzuleiten, so kann es nur dieses sein: statt Gleichheit der politischen Rechte ihre Verschiedenheit je nach der Rangstufe des Individuums. Ist das möglich?

Eins muß vorausgeschickt werden: eine Politik der Rangordnung auf Grund der Lehre von der Ungleichheit der Menschen hat nichts gemein mit dem alten Feudalstaat, wie er vor dem Revolutionszeitalter in Europa bestanden hatte, mit seiner Privilegierung gewisser Stände auf Kosten der übrigen und systematischer Unterdrückung dieser übrigen. Was uns von jenen prinzipiell unterscheidet, ist im Aufbau der menschlichen Rangordnung die Fixierung der unteren Grenze. Das achtzehnte Jahrhundert proklamierte die Gleichheit der Menschenrechte. Das erkennen wir, wie gesagt, nicht mehr an; aber darum ist jenes Ideal nicht falsch oder erfolglos gewesen. Der große Gewinn, den wir dem Humanitätszeitalter verdanken, ist die Erkenntnis, daß der Mensch unter ein gewisses Niveau nicht sinken kann, daß er nicht zur Sache werden, nicht als bloßes Mittel gelten darf. Der Umstand, daß jemand ein Mensch ist, gibt ihm eine bestimmte, durch nichts zu verschmerzende Würde; ja, damit noch nicht genug, zu den allgemeinen Menschenrechten gehört für unser Gewissen auch die Pflicht, diese unterste Grenze beständig zu heben. Das Recht des Proletariats, nach oben zu drängen, und unsere Pflicht, ihm dabei behilflich zu sein, gehört mit zu den Grundlagen des Europäismus. Soll es demnach eine Rangordnung geben, so darf sie niemals erreicht oder erhalten werden durch Niederhaltung der unteren Klassen, und wir werden jeden derartigen Versuch als unmoralisch verachten und bekämpfen; sondern es wird verlangt, sich über die tieferen Stufen zu erheben, und während das untere Niveau stetig aufsteigt, hängt die Möglichkeit einer Rangordnung davon ab, ob die höheren Schichten mitzusteigen die Kraft und den Willen haben.

Dies mußten wir vorausschicken. Wenden wir uns nun unserem Thema zu, so lautet die erste und schwierigste Frage: Wonach soll die Rangordnung vorgenommen werden?

Da scheint es nun für uns moderne Menschen die selbstverständlichste aller Forderungen zu sein, daß sie jedenfalls nicht nach den Zufälligkeiten der Geburt und des Besitzes, sondern vielmehr nach den persönlichen Eigenschaften der Begabung und des Charakters sich richten soll, daß es sich also nicht um soziale, sondern um individuelle Schichtung handeln muß. Nehmen wir diese Unterscheidung an und bestimmen wir unser Programm genauer als Rangordnung nach dem individuellen Kulturwert, so ergeben sich mit einem Male die allergrößten Schwierigkeiten.

Es scheint ja zunächst die gerechteste aller Weltordnungen zu sein, und sogar der liberale Mann könnte seine Freude daran haben, wenn einmal die

zufälligen Vorzüge des Besitzes und der Geburt für nichts gelten, und nur die persönlichen Qualitäten jedem Individuum seine Stellung im sozialen Organismus anweisen. Man könnte sich denken, daß alle Schulen, von der Volksschule bis zur Universität, jedem in gleicher Weise zugänglich wären. Hier im freien Wettkampf der Fähigkeiten vollzöge sich stufenweise die Auslese der Tauglichen und danach ihr Beruf und ihre Ranghöhe: wer es über die Elementarschule nicht hinausbringt, wird zu den niederen Handleistungen bestimmt, die Mittelschule entläßt zum Handwerk und zum Kleinhandel, und so schrittweise in die Höhe. Wer möchte bezweifeln, daß bei solcher gerechter Auslese manch Sprößling alteuropäischer Adelsgeschlechter es höchstens bis zum Lastträger und Steinklopfer, manch Sohn ehrfamer Handwerksleute dagegen bis zum Minister brächte? Da wäre ja nun das schönste politische Programm und eine wundervolle Lösung für eine neue Partei.

Aber die Logik des Einfalls stimmt nicht, sobald man nur ein wenig tiefer nachdenkt.

Zunächst ist diese sogenannte Gerechtigkeit außerordentlich hart, viel härter als die bisherige Unbilligkeit. Gewiß ist das Niveau der Intelligenz durch alle Schichten ziemlich gleich und das Verhältnis von Begabten und Unbegabten überall ungefähr daselbe. Und gewiß bildet die Begabung nur einen Faktor unter vielen, die zusammen erst die Leistung hervorbringen. Aber diese Tatsache wird subjektiv so gut wie gar nicht empfunden, da das Streben des Menschen sich nach seiner Umgebung zu richten pflegt. In einer Bauernfamilie wollen die Söhne Bauern werden, in einer Offiziersfamilie Offiziere; und beide sind zufrieden, wenn sie dieses Ziel erreicht haben; und besitzt der Bauernsohn ein größeres Gut, erreicht der Offizierssohn einen höheren Rang als der Vater, so werden beide, subjektiv in gleicher Weise, die Empfindung haben, es weitergebracht zu haben, während dem Bauernsohn sein Rangabstand vom Offizier nicht zum Bewußtsein kommt. Der Segen dieses Zustandes ist so groß, daß es daneben nichts verschlägt, wenn hier einer es bis zum Major, dort einer zum Regierungsrat bringt, dessen angeborene Intelligenz weder zum Offizier noch zum Staatsbeamten ausreicht. Denke man sich dagegen jenen „gerechten“ Zustand verwirklicht, bei dem der einzelne durch kein Milieu gestützt wird und wonach zwar jedem jede hohe Stufe offensteht, jeder aber auch in Gefahr ist, auf jede niedere Stufe zurückzusinken, so ist Handlanger und Steinklopfer sein ein Unglück und eine Schande. Daß einzelne gänzlich unter ihr Milieu hinabfallen, kommt zwar auch jetzt nicht selten vor, aber mehr infolge moralischer Mängel als aus ungenügender Begabung. Bei jenem fingierten Zustand konsequent individueller Rangordnung aber wäre es nun die Regel, daß Sohn und Vater, Bruder und Bruder durch alle Abgründe sozialer Unterschiede getrennt wären — und wer möchte in solch einer Gesellschaft, selbst wenn sie möglich wäre, leben wollen?

Sie ist aber keineswegs möglich. Denn schon die einfachste Voraussetzung einer individuellen Rangordnung, die Wertbestimmung des einzelnen, ist unerfüllbar.

Man empfindet es wohl als letzten Sinn einer Rangordnung und als tiefste Gerechtigkeit, daß die Gesellschaft nach dem Können und der angeborenen Begabung sich aufbaue und daß die Spitze dieser Pyramide das Genie einnehme. Allein die Abschätzung des Könnens ist eine Aufgabe, die ein für allemal jenseits des Menschlichen liegt. Schon die rechte Beurteilung der Leistung gelingt uns nicht; wir schätzen nur gewisse, herkömmliche, nach ihrem Werte leicht begreifbare Leistungen, während das Außergewöhnliche, das eigentlich Geniale erst spät erkannt wird. Alle wohlgemeinten Institute mit den Aufgaben des Mäzens, alle mit so rührendem Vertrauen gegründeten Kleistiftungen werden nicht verhindern, daß schließlich — wenn so und so viele Talente unterstützt, ermutigt, erhoben worden sind — das eigentliche Genie sich entweder selbst seine Bahn gebrochen hat oder im stillen verhungert ist! Und dabei ist die Beurteilung eines Menschen nach seiner Leistung schon an sich eine Ungerechtigkeit und kommt einer Schätzung nach dem Erfolg durchaus gleich; denn daß das angeborene Können nicht genügt, daß es nur ein Keim ist, der, wenn er aufgehen soll, des fruchtbaren Bodens, guten Wetters und sorgfältiger Pflege bedarf, das ist zwar oft erlebt, als ein geistesgeschichtliches Gesetz aber wohl noch nicht genügend erkannt. Angenommen aber, man fände das Metrostrop, das die Genialität anzeigt, so ist die Rangordnung des Könnens noch nicht gegründet. Dem Genie gebührt der Rang der Könige in der Welt des Nachruhms, darum aber nicht auch in der wirklichen Welt. Man ist Genie vermöge einer geistigen Exzentrizität, einer Hypertrophie, einer fast krankhaften Einseitigkeit des Interesses. Das sind keine Eigenschaften, um diese Welt zu lenken, als welche Ausgleichlichkeit, Allgegenwart des Interesses fordert oder, wie Schopenhauer sich ausdrückt, einen Intellekt, der ganz im Dienste des Willens steht. So gewiß wir also das Genie als die Spitze der menschlichen Pyramide ansehen, nach Nietzsche sogar als Ziel und Sinn alles Seins und Lebens, so gewiß ist es nicht zugleich auch imstande, von einer Realpolitik der Rangordnung auf den ersten Platz gestellt zu werden.

Allein auch mit Wissen und Können und etwa noch der körperlichen Wohlgestalt und Leistungsfähigkeit ist der Wert des Menschen noch nicht bestimmt; denn jetzt kämen die ethischen Qualitäten und jene Imponderabilien, die von der Umgebung und der Kinderstube herkommen. Bei sonst gleichen Qualitäten ist der Sproß eines guten Hauses eben wertvoller als der des Proletariers; darüber hilft alle Humanität nicht hinweg. Das von Kindheit auf gesehene Beispiel, die anerzogene und vielleicht auch ererbte Disziplinierung und tausend andere Dinge wirken dahin, daß jener diesem von vornherein überlegen ist. Es wird also, bei sonst gleicher Beanlagung, etwa in der militärischen Karriere der Sohn eines Offiziers vor dem Sohn des Kaufmanns den Vorzug nicht nur zu verdienen scheinen, sondern wirklich verdienen. So hat auch im Gelehrtenberufe der Abkömmling einer Professorenfamilie einen Vorsprung vor dem, der neu in den Kreis eintritt, und es ist kein Zufall, daß es immer wieder Pastoren-

geschlechter, Künstlerfamilien usw. gibt. Kurz, die zweite Schwierigkeit, auf die der Versuch einer individuellen Rangordnung stößt, ist, daß die Bildung von Berufsschichten, oder mit anderen Worten, daß die soziale Rangordnung nicht zu vermeiden ist, ihre Entstehung vielmehr mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes eintritt.

Damit sehen wir uns aufgefordert, die soziale Schichtung, das ungerechte Widerspiel der individuellen, daraufhin zu prüfen, ob wir sie unserer Politik der Rangordnung zugrunde legen wollen.

Die soziale Rangordnung ist das, was — allen Gleichheitstheorien zum Trotz — wirklich besteht. Und zwar geschieht die Schichtung nach dreierlei Qualitäten: nach dem Wissen, nach dem Besitz und nach der traditionellen Beteiligung am Staatsgeschäft — oder nach der „Geburt“. Die Rangordnung nach dem Wissen ist die jüngste und demokratischste; der Aufstieg auf dieser Leiter ist bis zu einem gewissen Grade jedem möglich; sie gestattet vor allen anderen eine individuelle Wertung. Sie ist daher sehr beliebt und hat, wie wir oben sahen, ganze Parteien zu ihren Verfechtern. Fragt sich nur, wie gerecht diese Wertung ist, das heißt, was dabei eigentlich gewertet wird. Die Ordnung nach dem Besitz ist die am meisten äußerliche und vom Zufall abhängige, daher ungerechteste und — bei denen, die nichts haben — unbeliebteste. Die nach der Geburt endlich ist am ältesten, daher am meisten bekämpft und am meisten zerstört. Sie ist aber am meisten berechtigt — und dies ist das höchst unliberale Ergebnis, zu dem wir heute, unter dem Einfluß individualistischer Lehren, wieder gelangen. Es gibt da etwas, das wir Vornehmheit nennen, ein Ideal erhöhter Menschlichkeit, auf das Nietzsche wieder mit Nachdruck hingewiesen hat. Es ist ein Komplex von schwer zu bestimmenden Eigenschaften, ein Phänomen, dessen Wesen weniger durch bestimmte Inhalte ausgemacht wird, als vielmehr durch ein gewisses Verhältnis von Qualitäten, bei denen es wohl vor allem auf Disziplinierung und Harmonie ankommt. Und diese Vornehmheit, die eigentliche Blüte aller Kultur, hat zur Voraussetzung die Züchtung. Wir sind heute wohl überzeugt, daß die Hervorbringung einer adligen Oberschicht die Aufgabe jeder Nation ist — vorausgesetzt freilich, daß jene Mißbräuche und jene Korruptionen vermieden werden, welche die alten Adelsgesellschaften Europas zu Fall gebracht oder erschüttert haben. Das dies möglich ist, beweisen in den monarchischen Staaten die Herrscherfamilien. Es ist doch höchst eigentümlich und gibt zu tiefen Gedanken Anlaß, daß ein Mensch, der nur durch den Zufall seiner Geburt für den höchsten Posten im Staate bestimmt wird, zwar seine Sache bald besser, bald schlechter macht, aber sie im ganzen doch leistet; wenigstens in Ländern, wo der Herrscher durch die Verfassung vor seiner größten Gefahr, dem Despotismus, bewahrt bleibt. Das zeigt den ungeheuren Einfluß von Geburt und Milieu, mit einem Worte: von Züchtung auf die Leistung. Die Adelsgesellschaft als Kulmination der gesellschaftlichen Pyramide also ist — bei Vermeidung der früher mit ihr verbundenen Mißstände — durchaus ein Segen

für die Nation. Ohne sie wird das, was man im engeren Sinne „Gesellschaft“ nennt, nicht entstehen können, und damit fehlt dem nationalen Leben die Regulative. Ja, es fehlt der feste Punkt, um den die eigentliche Kultur sich ankrystallisieren kann. Es ist sehr möglich, daß die stilllose Vielspätigkeit des heutigen Europas zum großen Teil darin ihre Ursache hat, daß der Adel entweder beseitigt oder machtlos geworden ist. So empfinden auch die Juden, soweit sie am nationalen Leben ihres Volkes interessiert sind, es als schweres Unglück, daß unter ihnen in der Zerstreung begreiflicherweise es zur Bildung eines Patriziats nicht hat kommen können.

Die Rangordnung nach der Geburt macht, wo sie besteht, die Oberschicht aus, und daraus folgt, daß erst, wo diese aufhört, die Rangordnung nach dem Besitz anfängt. Eine Vermischung beider und ein Vorrang des Besitzes vor der Geburt kann nur an dem, freilich sehr breiten, Grenzgebiet eintreten. Der Besitz wird allgemein als etwas Zufälliges und Außerliches aufgefaßt, und jeder billig Denkende wird fordern, daß die Steuerquittung keinen Einfluß auf die Bewertung eines Menschen habe. In der Tat? Kein Zweifel, daß der reichgewordene Fleischermeister damit allein noch nicht aufhört, ein Fleischermeister zu sein; aber ein Mann, in dem, sagen wir, ein Mommsen steckt, wenn er arm ist und nicht zum Ersatz über eine eiserne Gesundheit und die zäheste Willenskraft verfügt, kann bloß durch seine Besitzlosigkeit nicht nur um den Erfolg, nicht nur um seine Leistung, sondern um den größten Teil seines Wertes gebracht werden. Schopenhauer war für sich selbst und für die Philosophie überhaupt völlig überzeugt, daß zum Philosophen pekuniäre Unabhängigkeit gehöre. Eine Geistesgeschichte in Verbindung mit Wirtschaftslehre ist noch nicht geschrieben, vielleicht überhaupt nicht zu schreiben, weil die interessantesten Objekte, nämlich die aus äußerer Not trotz Begabung nichts geleistet haben, dem Geschichtsschreiber entgehen; gäbe es sie, so würde sie unzweifelhaft beweisen, daß Leistung in der Regel Besitz voraussetzt, wenigstens Freiheit vom Zwange des Broterwerbs, die ja freilich auch durch geschickte Benützung der Geldmittel anderer, wie bei Hebbel, Wagner, Ibsen, gewonnen werden kann. Andererseits nun der Fleischermeister. Er selbst wird nicht über sich hinaus gelangen, vielleicht auch nicht sein Sohn. Aber die dritte und vierte Generation wird schon in einer ganz anderen Atmosphäre leben, sie wird, bloß durch ihren Besitz und die dadurch gebotenen Möglichkeiten, eine Reihe von Werten erworben, kurz an Wert gewonnen haben. In Wahrheit erkennen wir doch den Menschen aus wohlhabendem Hause, daß heißt aus einem solchen, in dem der Besitz seit mehreren Generationen heimisch ist, sofort und bevorzugen, unter sonst gleichen Umständen, den Verkehr mit ihm. (Unnötig zu sagen, daß hier nicht gemeint sei, die Leute nach ihrem Gelde, statt nach ihren menschlichen Dualitäten zu beurteilen.) Mit einem Worte: Geld an sich macht nicht wertvoller; aber seine Wirkung ist, wenn auch erst nach einigen Generationen, kultursteigernd.

Erst wo auch der Besitz nicht mehr groß genug ist, beginnt die rangbildende Wirkung des Wissens. Die Zahl der dadurch Klassierten wächst beträchtlich gegenüber den durch Geburt und Besitz Ausgezeichneten. Es beginnt die vielgenannte „Masse der Gebildeten“, durch ihre Bildung deutlich abgetrennt von der noch größeren Masse des sogenannten Volkes. Die Klassierung nach dem Wissen, als einem demokratischen Mittel, ist seit den letzten Jahrhunderten sehr beliebt, seine Macht nicht gering. Viel Tüchtigkeit hat in dieser Schicht ihren Herd, fast alle großen Leistungen der so schnell fortschreitenden und mit Recht beliebten Neuzeit sind von ihr ausgegangen. Dennoch, oder eben deswegen, wird das Wissen als rangbildendes, besser: kulturförderndes, noch besser: kulturbeweisendes Moment überschätzt, und der Höhepunkt seiner Macht dürfte überschritten sein. Wenn nicht alles täuscht, gehen wir einer Geringschätzung des bloßen Wissens entgegen zugunsten einer Hochschätzung der körperlichen Tüchtigkeit, der Kraft und des Mutes.

Nach unseren Ausführungen ergibt sich eine soziale Schichtung in vier Gruppen, die, nach oben an Zahl abnehmend, eine Gesellschaftspyramide darstellen: das Volk, die Gebildeten, die Besitzenden, die Herrschenden (Adel, Patriziat) — der Grundriß einer Rangordnung, der nun mit Teilung und Unterteilung weiter ausgeführt werden könnte. Es wäre denn also billig und konsequent, die bisher von der Intelligenz verteidigte Gleichheit der politischen Rechte aufzuheben und an ihre Stelle eine Verschiedenheit je nach der Rangstufe zu setzen. Diese schauerhaft unliberale Forderung ist nun, wenn wir ehrlich sind, dasjenige, was tatsächlich besteht: die staatsrechtlich festgelegte Herrschergewalt einer bestimmten Familie, die traditionelle Verwaltung der höheren Beamten- und Offiziersposten durch den Adel, die indirekte Beeinflussung der Staatsmaschine durch die Finanz, die durch Lehramter aller Art, durch Buch und Presse geübte Lenkung der öffentlichen Meinung und Gesinnung als Domäne des gebildeten Bürgerstandes — das alles sind ebensoviele Verschiedenheiten und Abstufungen von Recht und Macht, und jedermann findet es in der Ordnung. Es bewährt sich dies System auch offenbar in der Praxis, und wenn man als Gegenbeispiel auf republikanische Staaten verweist, so folgt daraus, daß nicht der Adel die höchsten Stellen inne hat, noch nicht, daß diese Posten nicht innerhalb eines bestimmten engen Kreises bleiben. Schichtenbildung ist eben ein gesellschaftliches Naturgesetz und von der Staatsform unabhängig. Daß übrigens gewählte Präsidenten besser regieren als geborene Regenten, ist noch völlig unbewiesen.

Die Politik der Rangordnung besteht also tatsächlich; sie besteht längst, entgegen den alten Theorien; sie besteht jetzt und künftig in Übereinstimmung mit den neuen. Soll man sie auch staatsrechtlich festlegen, dort, wo das eigentlich politische Recht liegt: im Wahlrecht? Die liberale und demokratische Idee des allgemeinen Wahlrechtes widerspricht doch wohl am meisten der individualistischen Weltanschauung. Daß ein stupider Ackerknecht und Handlanger die gleiche Macht haben soll wie — sagen wir — Graf Zeppelin oder Gerhart

Hauptmann, dagegen empören sich unsere durch Nietzsche geweckten Instinkte. Die große Frage ist also: hat die Politik der Rangordnung die Konsequenz, das allgemeine und gleiche Wahlrecht in ein abgestuftes zu verwandeln?

Auf diese heikle Frage können wir nach unseren Prämissen nicht anders antworten als: jawohl! aus der Lehre vom Wertunterschiede der Menschen folgt notwendig an Stelle des gleichen Wahlrechtes das ungleiche. Das heißt, unter einer Bedingung: daß es leistet, was der Sinn des Parlamentarismus ist, nämlich die Besten auszufinden und an die Spitze zu stellen. Aber leistet dies das abgestufte Wahlrecht, in Preußen, wo man nach dem Steuerzettel gewertet wird, oder sonstwo? Nein. Und kann irgendein vorgeschlagenes es leisten? Wir wüßten nicht, wie. Die Abstufung der Rechte muß solange willkürlich bleiben, als die Wertbestimmung unmöglich ist. Und wenn sie heute gelänge, und eine Rangordnung der Rechte darauf gegründet würde, so braucht sie in hundert Jahren nicht mehr zu stimmen. Und dagegen, daß jede staatlich festgelegte Rechtsungleichheit zur Korruption führt, scheint kein Kraut gewachsen zu sein.

Was folgt also? Erstens dies: zur Festsetzung politischer Rechte reicht die Theorie nicht aus. Das ist vielmehr eine Frage der Opportunität, der lokalen und geschichtlichen Verhältnisse, es handelt sich dabei um nützlich und schädlich, nicht um gerecht und ungerecht. Zweitens aber dies: daß das Genie verkannt wird, daß die gehaltlosen Schreier vor den wertvollen Stillen sich bemerklich machen und Erfolg haben, daß die Gemeinheit triumphiert und das Leben ein höchst ungerechtes Verfahren ist: dies alles scheint so sehr menschlich zu sein, daß es durch kein Wahlrecht und überhaupt durch keine Politik verhütet werden kann.

Und so gelangen wir denn an den Schluß unseres Gedankenganges. Wir begannen mit der Frage: wenn wir nicht von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen, sondern von ihrer Verschiedenheit ausgehen, was hat das für politische Folgen? Und antworten darauf: es hat so gut wie gar keine politischen Folgen; die Theorie läßt sich nicht in die Praxis umsetzen, wenigstens vorläufig nicht. Sonach geht diese Sache aus, wie das Hornberger Schießen, und wir hätten dem Leser die langen Kreuz- und Quergänge ersparen sollen. Möge man uns damit entschuldigen, daß zu zeigen, ein verlockender Weg führe zu keinem Ziel, bisweilen auch von Nutzen sein kann, indem er andere abhält, sich auf ihm vergeblich müde zu laufen.

Bis also ein Meister die Formel findet, mit der sich die Menschen leicht, gerecht und dauernd nach ihrem Werte abschätzen lassen, wollen wir, die wir zum Besseren streben, fortfahren, mit stiller Arbeit der Kultur und der Menschheit zu dienen, die praktische Politik hingegen denen überlassen, welche so hoch stehen, daß sie konservativ, oder so tief, daß sie demokratisch sein müssen, oder endlich, welche so gebildet sind, daß sie sich für liberal halten.